

Medien und Bildung

Ingrid Paus-Hasebrink, Philip Sinner: 15 Jahre Panelstudie zur (Medien-)Sozialisation: Wie leben die Kinder von damals heute als junge Erwachsene?

Baden-Baden: Nomos 2021 (Lebensweltbezogene Medienforschung: Angebote – Rezeption – Sozialisation, Bd.10), 318 S., ISBN 9783848783823, EUR 64,- (OA)

Präsentiert werden die Ergebnisse der siebenten Erhebungswelle (aus dem Jahr 2020) einer seit 2005 laufenden Langzeitstudie mit ursprünglich 20 Familien aus Österreich, aktuell noch 17 jungen Erwachsenen, die seit ihrem fünften Lebensjahr von einem Forscher_innenteam der Universität Salzburg begleitet werden, um „die mit dem sozialen Wandel einhergehenden sozialisatorischen Bedingungen speziell für Kinder in sozial schwächeren bzw. anregungsärmeren Milieus zu beschreiben und ihre Bedeutung für den Prozess der Sozialisation aufzuzeigen“ (S.16). Eruiert werden sollte vor allem, welche Relevanz dabei dem Verhältnis von Medien zu beziehungsweise in anderen Sozialisationskontexten (wie Familie, Kindergarten, Schule, Peer-Groups etc. [vgl. S.46]) bei der Identitätskonstruktion, dem Aufbau von Wissen sowie der Wertevermittlung zukommt. Finanziert wurde das Projekt im Wesentlichen aus Fördermitteln der Österreichischen Nationalbank.

Der Forschungsansatz basiert dabei nicht nur auf Pierre Bourdieus handlungsorientierter ‚Theorie der Praxis‘ (*Outline of a Theory of Practice*.

Cambridge: Cambridge UP, 1977), sondern insbesondere auf Anforderungen an eine „praxiologische (Medien-) Sozialisationsforschung“ (S.19ff.), die „mehrperspektivisch“ arbeiten müsse und jedenfalls um individualistische wie biografische Dimensionen zu ergänzen sei – von Klaus Hurrelmann oder Hans-Dieter-Kühler („Sozialisation als lebenslanger Prozess“ [ebd.]) ebenfalls postuliert. Erarbeitet wurde hier ein ‚Mehr-Methoden-Design‘, das sich eines Konzepts der ‚Triangulation‘ bedient (vgl. S.32) – als Zusammenspiel von entwicklungspsychologischen (d.h. den ‚Eigen-Sinn‘ des Individuums prägenden) Prozessen mit sozio-ökonomischen wie sozialen Faktoren.

Entwickelt wurde dazu ein im Wesentlichen qualitativ ausgerichtetes Methodeninstrumentarium, bestehend unter anderem aus Leitfadeninterviews und schriftlichen Befragungen, protokollierten Beobachtungen (etwa zur Wohnsituation und insbesondere der Medienausstattung), mit Fotografien von zentralen Orten im eigenen Zimmer (*bedroom culture*), Netzwerkkarten (zur Erhebung der Relevanz von Medien und

Bezugspersonen) oder der ‚Methode des lauten Denkens‘ (so bei der Rezeption ausgewählter Social-Media-Angebote [vgl. S.35ff.]). Das Erhebungsrepertoire wurde in der siebten Erhebungswelle mittels Telefon-, WhatsApp-Calls oder via Skype geführter Interviews noch erweitert. Die Auswertung erfolgte gleichwohl auch hier in inzwischen bewährter Manier durch eine fallübergreifende Analyse, kontextuelle Einzel-fallbeschreibungen (sog. ‚Steckbriefe‘) sowie eine daraus resultierende Bildung beziehungsweise Zuordnung zu ‚Familientypen‘, insgesamt vier wurden entsprechend herauskristallisiert. Manches ist in der vorliegenden Publikation also durchaus redundant – wenn man die bisherigen Forschungsberichte kennt. Wenn nicht, wird man zwar von Seite 43 auf eine URL des Verlags verwiesen, wo Fallbeschreibungen und Steckbriefe kostenfrei abgerufen werden könnten – ich habe allerdings dort keine gefunden (angeboten werden lediglich PDF-Dateien mit Interview-Leitfäden und Codewortbäumen).

Die hier vorgelegten aktuellen Fortschreibungen von ebenso individuellen wie prototypischen Entwicklungsprozessen junger Menschen und ihrer Familien lesen sich, gerade als Buch, dennoch durchaus spannend, manche fast wie Drehbuchvorlagen für Soziodramen („junge Frau mit großem Zugewinn an Handlungsentwürfen [...] im Umgang mit Medien recht handlungskompetent“ [S.161-165]) – ohne allerdings wirklich neue Erkenntnisse zu generieren: Denn „wie auch in den vorherigen Erhebungswellen wird der jeweilige Mediengebrauch auch der jungen Erwachsenen

durch ihre spezifischen sozio-ökonomischen und sozio-emotionalen Bedingungen grundiert“ (S.297) – heißt: bei manchen hat sich’s geändert, bei anderen nicht. Das ist, nicht nur aufgrund des Forschungsansatzes, kaum mehr als eine *self-fulfilling prophecy*, sondern stellt eigentlich kaum mehr als einen seit Dekaden tradierten Stand der (Medien-) Sozialisationsforschung dar – also *so what?* möchte man fragen. Kaum mehr als Allgemeinplätze finden sich denn auch im Kapitel zu „Perspektiven auf die Covid-19-Pandemie im Kontext sozialer Benachteiligung“: „[...] alle befragten Personen sind mehr oder weniger stark von den Auswirkungen der Pandemie betroffen“ (S.237) oder „[...] die Abkehr von Informationsangeboten geht einher mit zunehmender Skepsis gegenüber den politischen Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie“ (S.257).

Unbedingt erwähnenswert wie diskutabel erscheinen mir allerdings einige Reflexionen zu den „Herausforderungen“ an eine medienbezogene „qualitative Längsschnittforschung“ (S.263ff.) generell. Vor allem für die Forschenden, die in diesem Falle seit mehr als 15 Jahren einen „tiefgreifenden Zugang zur Lebenswelt von Menschen“ (S.266) erhalten haben, stellen sich Fragen nach der Verantwortung als Wissenschaftler_innen (unter ethischen und forschungstechnischen Aspekten wie auch zur (Selbst-) Kritik an der Ausrichtung der Studie selbst. Dies gilt übrigens auch für Journalist_innen beziehungsweise Rezensent_innen in der Berichterstattung darüber.

Detlef Pieper (Berlin)